



Mache Deine Seele frei!

Roman von **Erich Ebenstein.**

(8. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

6. Kapitel.

„Noch einmal, Serena, Du tust mir unrecht! Könntest Du doch einen Blick in meine Seele tun! Da ist nichts mehr als die wahre, selbstlose Liebe, die frei ist von allen Wünschen — frei selbst von Hoffnungen. Wenn ich früher mal den Verstand verlor über dieser Leidenschaft, die in mir brannte, so lange ich denken kann: heute ist es ganz ruhig und still und bescheiden in mir geworden. Nichts will ich mehr als Dir dienen, Serena. Seit ich sah, was Du bist und kannst — liebe Serena, glaube mir: seitdem weiß ich auch, daß eine Künstlerin wie Du nie an mir armenlichen Menschen ihr Genußen finden könnte.“

Serena schüttelte mit bitterem Lächeln den Kopf.

„Künstlerin! Schmääh! das Wort nicht! Einmal hoffte ich's zu werden. Seitdem ist so vieles gestorben in mir. Auch die Lust zu fliegen — ja — die zumeist.“

Sie standen in dem kleinen Zimmer, vier Treppen hoch, das Serena bei einer englischen Lehrerin am ersten Tage ihrer Ankunft in Wien gemietet hatte.

Es war hell mit einer weiten Fernsicht über Dächer und Schornsteine hin. Ganz nahe ragte der Stefansurm in den nebligen Winterhimmel hinein.

Acht Wochen war sie nun hier, und Albrecht war öfter vergeblich gekommen, um nach ihr zu sehen. Wenn Mrs. Flint zu Hause war, ließ Serena sich einfach vor ihm verleugnen, heut aber mußte sie selber öffnen gehen, denn sie hielten sich bloß eine Aufwärterin zwei Stunden des Morgens.

Und heute hatte sie's ihm direkt gesagt: „Ich will nicht mehr, daß Du kommst. Wie man in Schloßstadt über uns denkt, daran liegt mir nichts, aber vor mir selber will ich völlig ohne Vorwurf dastehen. Es hat auch keinen Zweck. Laß mich meinen Weg allein gehen und rühre in Dir nicht auf, was besser begraben bleibt!“

Darauf bezog sich seine Rede vorhin. Jetzt sah er sie traurig an.

„Du keine Künstlerin? Verüßliche Dich nicht, Serena!“

Sie flocht die Finger gequält ineinander. „Habe ich Dir nicht gesagt, was mir der Kunsthändler antwortete, als ich ihm meine Skizzen brachte: „Talent, jawohl — aber Schule, die fehlt! Lernen Sie mal bei einem berühmten Meister

eine Zeitlang! Wenn Sie dann die Trübs weg haben —“ Lernen, wovon? Ich muß doch leben! Hätte Mrs. Flint mich nicht auf die Idee gebracht, Ansichtskarten zu malen —“

„Und ich, Serena? Bin ich nicht Dein Bruder? Wozu hält' ich denn meine Professur?“ Serena richtete sich abweisend aus ihrer schlaffen Haltung auf.

„Nein,“ sagte sie, „und wenn es noch so gut gemeint, noch so ehrlich geboten ist — das mußst Du begreifen, Albrecht: von Dir am wenigsten kann ich Hilfe nehmen. Ueberhaupt von niemandem. Frei ist nur, wer ganz auf eigenen Füßen steht. Und frei,“ ein herzerreißendes Lächeln umspielte ihre Lippen, „bin ich nun einmal.“

ich Dich! Aufwachen! Steh auf, sieh doch um Dich — nun bist Du heraus aus der Enge in Leben und Freiheit — nun pack's doch an mit mutigen Händen, dieses Dein Leben, und schaffe was draus! Ein Kunstwerk —“

Sie schüttelte den Kopf.

„Laß nur! Als ich was draus schaffen wollte — wie kläglich ist's mißlungen!“

Albrecht durchmaß das Zimmer mit großen Schritten.

„Und ich — ich,“ murmelte er vor sich hin, „hab' Dich so weit gebracht. Unwissentlich wohl — aber doch. Und war noch froh drüber. Und dachte stolz: nun kommt sie los von dem Philistervolk — wenn ich das geahnt hätte! Daß Du so fest hängt an denen — prügeln könnt' ich mich!“

Serena legte die Hand auf den Arm des blind Hinstürmenden.

„Grän' Dich nicht, Albrecht! Schicksale sind unabwendbar und wir alle nur Werkzeuge dabei. Ich wollte mehr vom Leben — nun hab' ich eben weniger. Und eines glaub' mir: zurück möchte ich nie! Nicht daß dies „Glück“ ein jähes Ende fand, quälte mich, sondern daß ich's für Glück hielt. Daß ich so viel größer dachte vom Leben, von — von ihm. Viel größer, als er war. War' ich geblieben — wärest Du nie nach Schloßstadt gekommen, glaub' mir — das Ende wäre ganz dasselbe gewesen. Und nun geh, Lieber! Ich möcht' Dir ja gerne sagen, komme wieder — aber es ist besser. Du kommst nicht. Ich danke Dir für alles — und am meisten dafür: daß ich wieder frei und ohne Groll an Dich denken kann wie früher. Lieber Bruder Albrecht, leb wohl!“

Sie reichte ihm die Hand. Unsicher griff er nach seinem Hut.

„Leb' wohl, Serena! Und vergiß nicht — Goldbeggasse 15 — wenn Du je etwas brauchst — kein Mensch wird Dir lieber und treuer dienen als ich.“

Noch ein Blick auf ihre schlauke, mädchenhafte Gestalt, die am Fenster lehnte, auf das goldblonde Haar, welches wie ein lichter Rahmen um das feine Gesichtchen mit den melancholischen dunklen Augen lag — dann fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

Serena blieb lange am Fenster stehen und starrte in den Winterhimmel, auf dem Grau mit Kupferrot um die Herrschaft stritt. Hin und wieder zog sich ein lichtroter Streifen dazwischen. Ueber den rufdunklen Dächern lag schwerer Dunst.

Serena seufzte tief auf. Wie verzehrend sie sich hier manchmal nach Licht und Wärme sehnte!



Die letzte serbische Wache im Konak in Belgrad.

Albrecht sah sie erstaunt an und blickte finster zu Boden.

„Und das willst Du nun immer tun — Ansichtskarten malen fürs tägliche Brot?“

„Warum nicht? Warum? Flint gibt englische Stunden, tausend andere nähen und stricken fürs tägliche Brot. Ist das ganze Leben nicht eine Brotfrage?“

„Nein. Tausendmal nein! Es ist mehr! Für Menschen Deines Schlages muß es mehr sein: ein sonniges Land, eine Weite ohne Grenzen —“

Serena lächelte melancholisch.

„Ach, wir sind von einem Schlag, glaube mir! Hungrig nach Glück — und zuletzt müde vom Weg —“

Er griff sich mit beiden Händen an die Schläfen.

„Ich kann Dich nicht so sehen, Serena! Wie eine, die im Schlaf dahinwandelt — rütteln möcht'

Dann schüttelte sie gewaltsam die weiche Stimmung ab. „Träumen taugt nicht für alleinstehende Frauen.“ sagte Mrs. Flint immer, „wir müssen ganz hart und kalt werden — anders geht's wirklich nicht.“

War sie es selber immer? Serena wußte nicht viel von ihr. Bloß, daß sie sich von ihrem Mann, der ein Trunkendold war, vor zehn Jahren in England scheiden ließ und dann nach Wien ging, um sich da ihr Brot als Sprachlehrerin zu verdienen.

Praktisch veranlagt, gelang es ihr auch leidlich gut. Sie unterrichtete in ersten Häusern und legte jedes Jahr einen Sparpfennig auf ihre alten Tage zurück.

Das Zusammenleben mit ihr gestaltete sich auch recht angenehm. Mittags aß man gemeinsam in einem billigen Speisehaus, abends kostete Mrs. Flint Tee und röstete Toasts dazu.

Dann plauderten sie eine Stunde gemütlich von allerlei Menschen und Dingen — Mrs. Flint kam viel herum und erzählte gern die kleinen Missethaten, welche sie in großen Häusern aufging — aber nie sprachen sie von ihrer eigenen Vergangenheit. Es genügte, daß eine von der andern wußte, sie sei alleinstehend und lebe von ihrem Manne getrennt.

Sie wurden nach und nach Freundinnen. Freundinnen, wie der Zufall und die Großstadt sie zusammenschmiedete ohne Konsequenzen, auf Zeit, innerhalb gewisser Grenzen, über die hinaus jede ihr eigenes Innenleben führte.

Heute war Mrs. Flint zu einem großen Jour in dem Hause der Gräfin Peil geladen, deren zwei Töchter ihre Schülerinnen waren.

Die Gräfin war Witwe, und ihre Spezialität war das Protegieren berühmter und unberühmter Künstler, mit welchen sie ihren Salons eine besondere Attraktion zu geben suchte. Laja, ihre älteste Tochter, geriet ihr darin ganz nach, sie malte, komponierte und dichtete selbst, sprach nur von Kunst und war enthusiastisch für alles, was damit zusammenhing.

Petra, die jüngere, ein von der Natur stiefmütterlich behandeltes Geschöpf, hatte sich ganz auf die Wohltätigkeit geworfen. Sie protegierte alle möglichen Vereine, war auf allen Bazars, Matinees und Konzerten mit wohlthätigen Hintergründ zu finden und ließ am Vormittag als Mitglied des Armenrats von einer verkommnen Häuslichkeit zur andern. Dabei hatte sie immer besondere Ideen. Bald machte sie Propaganda für die Abstinenz, bald für den Vegetarismus, lehrte sogar für die allgemeine Einführung einer naturgemäßen Lebensweise mit Sandalen, Wibelgewand und dem Wohnen in zeltartigen Hütten.

Tosfoi war ihr Ideal, nur daß er ihr noch zu zahm war.

„Närrisch sind sie alle drei.“ war Mrs. Flint's Urteil über das Haus Peil, „aber es ist gutartige Nartheit, und sie tun was für die Leute, deren sie sich annehmen.“ Meiner besten Stunden verdanke ich der Gräfin.“

Und sie überlegte unablässig im stillen, wie sie die Gräfin auch für Serena interessieren könnte.

Serena fühlte sich sehr einjam an diesem Abend ohne Mrs. Flint. Sie trank ihren Tee, blätterte in einem Buch und konnte sich nicht entschließen zu Bett zu gehen, obwohl Mrs. Flint ihr gesagt hatte, es würde wohl spät werden, ehe sie heimkäme.

Zuletzt machte sie Feuer im Ofen an, denn das Zimmer war ganz ausgekühlt, und begann, fröstelnd in der Sofaecke sitzend, sich allerlei Entwürfe auszudenken für die Karten, welche sie morgen malen wollte.

Dabei wurde es fast Mitternacht, und nur kam Mrs. Flint endlich heim. Ihr blaßes, nichts sagendes Gesicht mit dem gutmütigen Zug um den großen Mund strahlte, als sie Serena noch auf fand.

„Nun kann ich's Ihnen doch gleich noch sagen, liebe Frau Erler — ich bin so glücklich — die Gräfin Peil ist ganz begeistert von Ihnen, und

übermorgen müssen Sie zu ihr zum Tee kommen. Na — was sagen Sie dazu?“

Serena sagte gar nichts, denn sie war sprachlos und starrte nur erschrocken in die blanken, dunklen Augen ihrer Freundin.

„Ich verstehe kein Wort von allem, liebe Mrs. Flint. Die Gräfin kennt mich doch gar nicht — wie —“

„Gleich, gleich komme ich hinaus und erzähle Ihnen alles. Nur noch mein Taschentuch — ja. Und Feuer haben Sie auch noch im Ofen — wie gut —! Der Weg vom Parkring in die Josephstadt hat mich tüchtig ausgefroren. Sturm geht draußen. O — haben Sie vielleicht noch eine Tasse Tee für mich, liebe Frau Erler? Ja?“

„Sofort.“

Serena zündete die Spiritusmaschine an und füllte frisches Wasser in den Kessel. Mrs. Flint hüchelte ihre magere Gestalt behaglich in die Sofaecke und rieb sich die Hände.

„Ah — das ist gemüthlich! Und jetzt zu Ihnen. Also passen Sie auf! Petra Peil hat wieder eine Idee. Sie erzählte eine rührende Geschichte von einer Familie draußen in Favoriten, zehn Kinder, der Mann im Zrennhaus, die Frau krank — kurz, ich weiß nicht mehr, was dort alles für Unglück herrscht. Aber geholt werden soll und muß ihnen werden. Die Hauptsache ist, sofort ein Fest zu arrangieren, um den Leuten aus der ärgsten Not zu helfen. Das Fest wird im Sofienaal abgehalten, mit Bazar, Künstlerproduktionen und anschließendem Tanzfräuzchen. Begreifen Sie nun, warum die Gräfin Sie kennen lernen will?“

„Nein.“

„Dear me — hab' ich nicht gesagt: Bazar?“

„Ja — aber —“

„Nun, die Gelegenheit benutzte ich natürlich, um erst Laja, dann der Gräfin Ihre Musikisarten vorzulegen. Das wäre doch ein guter Verkaufsartikel? Die Künstlerin würde bekannt — auch ein gutes Werk — und Gräfin Peil hätte das Verdienst — kurz, ich sprach, was mir schon lang am Herzen lag, heraus. Die Gräfin war gleich Feuer und Flamme. „Bravovoll! Bravovoll! Diese Farben, diese Lichteffekte — wirkliche Kunstwerke in so kleinem Rahmen!“ Na, Sie hätten sie nur hören sollen! Morgen ist Tee bei Peils, um das Komitee zu konstituieren. Übermorgen beginnt man, sich mit den Künstlern zu beschäftigen. „Da bringen Sie mir Ihre talentvolle Freundin, liebe Mrs. Flint.“ sagte die Gräfin. „Und daß Sie mir nur auch alle Skizzen mitbringen von ihr — nicht vergessen, bitte!“ Also übermorgen! Sie sollen sehen, liebe Frau Erler, wie die Gräfin das versteht, jemand „zu machen“! In einem Jahr stellen Sie im Künstlerhaus aus und gehen nach Italien — ja, ja, mit einem Talent ist's schon tausendmal leichter durchzukommen als mit dem bloßen Stundengeben. Das bringt mehr ein als trodenes Brot. Natürlich nur, wenn man Gönner hat —“

Serena sah da wie im Traum. Freude? Nein, Freude war es eigentlich nicht, was ihr Herz rascher schlagen machte. Eher Furcht —

Sie war so wenig unter Menschen gekommen in ihrem jungen Leben, von dem Treiben der großen Welt wußte sie so gut wie nichts. Nur was ihr Mrs. Flint erzählt und was sie in Büchern gelesen hatte. Und nun sollte sie plötzlich —

Sie reichte Mrs. Flint die Hand über den Tisch.

„Ich danke Ihnen, liebe Freundin. Aber nicht wahr — Sie weichen nicht von meiner Seite? Ich hab' solche Angst, wenn ich denke, daß ich unter so viel fremden, vornehmen Leuten sein soll!“

Die Engländerin lächelte ein bißchen. Solche Anwandlungen kannte sie nicht. Dazu war man in dem selbständigen England viel zu praktisch. Uebrigens war sie ja auch gut zwanzig Jahre älter als Serena Erler.

Natürlich bleibe ich bei Ihnen. Gar so viel Leute werden übrigens nicht dort sein, und die Gräfin trug mir eigens auf, eine halbe Stunde

früher zu kommen als sonst, damit sie Sie anfangs für sich hat und kennen lernt. Der Tee ist um fünf, wir gehen also um vier von hier fort, dann kommen wir gerade um halb fünf ins Palais Peil.“

„Und was soll ich denn anziehen?“

„Um — was haben Sie, ist da wohl die erste Frage! Schwarze Seide paßt für mich, aber nicht für Sie — haben Sie ein helles Kleid?“

„Nein — Hauskleider ausgenommen. Aber warum Sie, vielleicht ginge das?“

Serena lief an ihren Kleiderkasten und kramte eine Weile darin herum. Dann kam sie mit einem in Empirestil gemachten Kleid aus schwarzem Samt, dessen halbsreier Ausschnitt ein kostbarer Kragen aus echten alten Spitzen zierte. Stoff und Krage war ein Geschenk Tante Mummies, gearbeitet hatte Serena es selbst.

Mrs. Flint schlug entzückt die Hände zusammen.

„Heavens! Ist das schön! Und ob das geht! Wie ein Bild werden Sie aussehen drin mit Ihrem lockigen Blondhaar.“ Sie befühlte den Stoff und strich ordentlich respektvoll darüber hin. „Da müssen Sie aber tief in die Tasche gegriffen haben! Und nicht einmal getragen ist es noch. Oder doch?“

„Nein. Es ist ein Geschenk. Genügt hab' ich's selbst, und nachher fand meine Schwiegermutter, daß es viel zu auffallend sei für — dort.“

„Nun, für das Palais Peil wird's gerade recht sein. Aber nun müssen wir doch ans Schlafen-gehen denken, morgen ist auch noch ein Tag.“

7. Kapitel.

Man konnte nicht bekommen in ein Zimmer eintreten als Serena am zweitnächsten Tag in das mit vornehmster Pracht, ganz in englischem Stil gehaltene Teezimmer der Gräfin Peil.

Und man konnte nicht mit entzückenderer Liebenswürdigkeit empfangen werden, als es die Gräfin und ihre Töchter taten.

Es fehlte nicht viel, und sie hätte Serena in die Arme geschlossen wie ein lebliches Kind.

„Das also ist unsere junge Künstlerin! Tausendmal willkommen! Ich hoffe, Sie werden sich bald ganz wie zu Hause bei uns fühlen — liebe Mrs. Flint, nehmen Sie doch Platz, bitte! Frau Erler, Sie kommen natürlich zu mir — ich habe Sie ja so viel zu fragen! Aber erst muß ich Sie bekannt machen.“ die Gräfin wies auf ein hübsches, blondes Mädchen mit wichtigem Kopf: „hier meine Tochter Laja — findest Du nicht, Laja, daß Frau Erler eine frappante Ähnlichkeit hat mit — Gott, wenn ich mich nur bestimmen könnte mit wem — aber sie sieht jemand ähnlich —“

„Ja, Mama. Ich hatte auch sogleich den Eindruck —“

„Erlaubt gefälligst, daß ich mich selbst vorstelle“ — eine mittelgroße, dürftige Gestalt, in weiße Tümmendrapieren gewickelt, schob sich vor — „Petra Peil, Mrs. Flint hat Ihnen sicher schon von mir erzählt.“

„Ich bin auch noch da, Tante Henriette —!“

Serena bemerkte erst jetzt einen schwarzhaarigen, klasten und bartlosen Mann mit sehr energischen Zügen. Die Gräfin lachte und wies auf ihn, der ansah wie ein spanischer Grande.

„Natürlich — wo sich's um eine schöne Frau handelt, darf man Dich beileibe nicht vergessen, Gustav! Also, liebe Frau Erler: Mein Neffe, Baron von Sandthauen, Waler aus Liebhaberei — das mag ihm als Entschuldigung dienen für allen Unfug, den er Ihnen noch sagen wird. Denn er wird —“ „Aber, Tante!“

„Gott ja — als ob ich Dich nicht kannte! Als ob nicht jedes schöne Gesicht Dich um allen Verstand brächte! Künstlervorrecht übrigens —“

„Die Wahrheit ist, gnädige Frau —“ wollte sich der Baron verteidigen, aber die Gräfin ließ ihm keine Zeit dazu. Sie hatte die Mappe entdeckt, die Serenas Skizzen enthielt, und die Mrs. Flint auf ein unendlich hohes gebredlich aussehendes Tischchen niedergelegt hatte.



„Später, Gustav, später kannst Du alles sagen, jetzt müssen wir mal die Skizzen ansehen. Die Gräfin Jang wird gleich kommen — und ich bin so neugierig!“

Alles drängte sich um das Tischchen. Serena stand da wie betäubt und hätte sich am liebsten in ein Maulschloß verkrochen. Alles, was sie je gemalt hatte, kam ihr banal und wertlos vor. Man hielt sie hier für eine große Künstlerin, und nun würden sie sehen, daß es sich nur um die Anfangsarbeiten einer Stümperin handelte —

„Prachtvoll! Mein, dieses alte, gelbliche Hofstohlgewebe zwischen Blutbuchen und dunklen Kiefern — welche Farbenpracht! Welche Stimmung in dem Stück! Wie hier mit den zausigen Weiden und dem Fluß als Hintergrund — und der Buchenbaum da im Sonnenlicht — sieh nur, Mama, wie träumerisch — das ist nicht bloß Natur — das sind gemalte Gedanken!“

So schwirrte es durcheinander.

In Serenas Brust schwall ein Lachen an.

Meinten sie das wirklich? Daß sie nicht mehr könnte als das —? Sie empfand plötzlich, daß sie ganz andere Arbeiten schaffen würde, wenn erst der Druck von ihrer Seele genommen wäre.

„Meine Gnädigste — alle Achtung! Dies sind nur Skizzen — wenn erst Ihre Finger in die Öffentlichkeit dringen werden, wird die Welt zu Ihren Füßen liegen! — Ich tue es schon jetzt!“ setzte er leise mit einem tiefen Blick hinzu.

„Ich muß Sie küssen!“

Lajas wuchtiger Kopf neigte sich zu Serena und ihre Arme umschloßen die schlante Gestalt der völlig Sprachlosen.

Mrs. Flint strahlte.

„Vernunft, Kinder, Vernunft!“ sagte die Gräfin Peil dazwischen. „Jetzt laßt mich doch mal ruhig mit Frau Erler reden!“ Und sie nahm ihre grobkarige Protektormiene an. „Also diese Skizzen, nicht wahr, die darf ich auf dem Bazar versteigern? Der Gustav hält eine Rede — höchstens geheimnisvoll — das zieht immer — dann legen wir los. Die Hälfte der Künstlerin, die Hälfte dem wohlthätigen Zweck — wie heißt doch der junge Mann, den wir in die Höhe bringen wollen, Petra?“

„Dans Kobler, Mama.“

„Kobler — richtig. Also erst die Skizzen, dann erst die Auktionsarten — ich garantiere, daß wir nachher reichend Abiak dafür haben. Sind Sie einverstanden, Frau Erler?“

„Wie sollte ich nicht, Frau Gräfin? Wenn Sie die Arbeiten nicht für zu unbedeutend halten —“

Die Gräfin nickte ihrem Neffen lächelnd zu.

„Reizend ist sie — was? Unbedeutend! — Aber —“

„Ich hab's, Mama, ich hab's, wenn Frau Erler ähnlich steht!“ rief Laja. „Die Korane von Sodomal! Weizt Du, das herrliche Bild in der Villa Farnesina, das er für Algotino Ghizi malte: „Alexanders Vermählung mit der Korane“. Steh sie nur an: die sanften, märchenhaften Augen, die griechische Nase und der wunderschöne, weichgeschwungene Mund — gleicht sie nicht ganz der Korane?“

Die Gräfin nickte.

„Du hast recht — Korane! Ja, ja — und wißt Ihr was, Kinder? Der Name klingt nach was — den soll Frau Erler gleich als Künstlerinnen behalten — Erler — das klingt ohnehin zu gewöhnlich. Was meinen Sie, meine Liebe?“

Serena kam nicht dazu, zu antworten, denn der Diener meldete eben die Gräfin Jang an, und im nächsten Augenblick rauschte eine majestätische Erscheinung ins Zimmer. Dicht hinter ihr eine zweite, viel kleinere Dame mit vorblondem Püdelköpfchen und einem goldenen Voignon, das sie sehr fleißig gebrauchte.

„Die große Dame mit den grauen Lötchen und den strengen, schwarzen Augen ist Gräfin Jang, die Kleine, welche Sie so ungeniert muckert, Baronin Alba. Beide vom Komitee, das sich gestern konstituierte: Tante Peil ist natürlich

Präsidentin, Gräfin Jang Vizepräsidentin und die kleine Alba Schriftführerin. Offizieller Zweck: Wohltätigkeit für irgend einen Dingsda, den uns Petra besorgt hat.“

Baron Sendhausen klüfferte es Serena lächelnd zu. Ihr schoß das Blut ins Gesicht. „Und — Wohltätigkeit auch für mich!“ entfuhr es ihr unwillkürlich bitter.

Der Baron riß seine schwarzen Augen in maßlosem Erstaunen auf.

„Sie, Gnädigste? Was fällt Ihnen ein? Für Königinnen braucht man doch keine Wohltätigkeit zu üben. Es ist eine Ehre, sie der Welt vorzustellen!“

Die Gräfin hatte mit den Komiteedamen gestültert, ihnen die Skizzen gezeigt und auf Serena gewiesen. Jetzt winkte sie ihrem Schützling.

„Hier, meine Damen, die Künstlerin: Korane. Den wahren Namen verrate ich nicht — es schwebt ein Geheimnis darüber —“

Weslagendes Nicken. Gräfin Jang nickte gnädig. Das Voignon der Baronin richtete sich neugierig auf Serena.

Wieder schoß Serena das Blut ins Gesicht, diesmal mehr aus Mergel denn aus Scham. Wozu diese Komödie?

Man sprach sehr gnädig mit ihr, sie antwortete höflich, aber kurz. Nein, sie sei nicht Witwe. Und ihr Mann lebe nicht in Wien. Und sie besitze keine Verwandten hier, an die sie sich anschließen könne — „Um so besser“, erklärte die Gräfin Peil, „eine Künstlerin muß frei sein!“

Nach und nach fanden sich eine Menge Gäste ein. Künstler, die sich so ungeniert gebärdeten, als seien sie hier zu Hause — was aber alle nur selbstverständlich zu finden schienen, ein paar hübsche, junge Mädchen, aristokratische Landbys und zwei bildschöne Frauen, eine schwarze Französin und eine hellblonde Russin.

Es war spät geworden, und die Gäste brachen auf. Baron Sendhausen ließ es sich nicht nehmen — Mrs. Flint und Serena sollten sich durchaus von ihm in seinem Automobil nach Hause fahren lassen.

Um kein Aufsehen zu machen, willigte man endlich ein, obwohl es Serena peinlich war.

Das Automobil Sendhausens war ein elegantes Coupé mit elektrischem Betrieb, das lautlos dahinglitt.

„Was sie wohl in Schloßstadt sagen würden, wenn sie mich jetzt sehen könnten!“ dachte Serena, sich müde in die blauen Atlasstiften zurücklehnd. Und plötzlich überfiel sie eine namenlose, rasende Sehnsucht nach der kleinen, stillen Stadt.

Es fehlte wenig, und sie wäre in Tränen ausgebrochen. Richard — Richard — o wenn —

„Waren Sie schon im Künstlerhaus, gnädige Frau?“ fragte der Baron an ihrer Seite. „Die Ausstellung ist prachtvoll — ich glaube, wir hatten seit Jahren keine so wertvolle.“

„Ich war nicht dort.“

„Nicht möglich! Aber dann müssen Sie mir die Ehre gestatten, Sie hinzuführen! Ich bin Mitglied — auch von mir ist ein Bild dort, „Wadende Nymphen“. Daß ich Sie morgen abholen?“

Serena zögerte. Mrs. Flint stieß sie heimlich an und jagte laut:

„Natürlich, Baron, sie muß sich doch das Haus ansehen, in dem einmal ihre Bilder hängen werden, so Gott will.“

Daheim angekommen, fand Serena einen Brief von Albrecht vor. Sie öffnete ihn gleich, während Mrs. Flint sich umkleidete.

„Liebe Serena!“

Da ich nicht mehr kommen darf, muß ich es Dir wenigstens schreiben, denn ich weiß, es wird Dich interessieren. Mama ist gestern unerwartet gekommen. Sie will sich mit mir ausöhnen — aber ich fürchte, der wahre Grund liegt anderswo. Sie glaubt — na, darüber brauch' ich weiter kein Wort zu verlieren. Du kennst sie — und Schloßstadt! Vielleicht hattest Du in Deinem Interesse

wirklich recht, mir das Wiederkommen zu verbieten, mir läge freilich nichts daran. Aber um Deinetwillen ist es mir nun lieb so. Mama wollte alles mögliche wissen. Besonders über Dich. Ich sagte, ich wüßte gar nichts. Dann frante sie ihre Neugierigkeiten aus. Ich glaube, daß Deine Schwiegermutter infam egoistisch spekuliert hat: sie wollte, daß er ein Schloßstädter Mädchen heirate, damit er dadurch an die Stadt mehr gebunden werde und sich nicht eines Tages verziehen lasse. Und dann bestete sie planmäßig, damit er wieder frei werde, gerade so weit frei, um keine andere Heirat mehr eingehen zu können. Dann — so rechnete sie — ziehe ich wieder zu ihm und hab' ihn für alle Zeit fest und sicher. Ich kann mich irren — aber Mama glaubt es auch aus einigen Neugierigkeiten Deiner lieben Schwiegermutter. Tatsächlich war sie jetzt über Deine Abreise, zog schon am nächsten Tag zu Richard und stellte dort das ganze Haus auf den Kopf. Stell' Dir vor, aus Euren Atelier machte sie eine Kesselfabrik!

Uebrigens folgte die Strafe auf dem Fuß. Denn wenige Tage, ehe Mama abreiste, war Dein Mann plötzlich aus Schloßstadt verschwunden. Am Gymnasium ist er schon vorher in aller Stille um seine Pensionierung eingekommen. Niemand weiß, wo er ist, noch was er tun will. Deine Schwiegermutter ist verzweifelt. Tante Mumm in Minnebach soll den ganzen Tag in sich hinein lachen wie ein Kobold. Wahrscheinlich streckt sie stark hinter der Geschichte, und gab Deinem Mann auch die Mittel, denn Pension bekommt er keine, da er noch nicht einmal zehn Dienstjahre hat.

Ich dachte, das muß ich Dir schreiben. Damit Du weißt, daß — denn wohin sollte Dein Mann anders gegangen sein als auf die Suche nach Dir? Liebe Serena — wirst Du dann wieder lachen lernen wie einst? Glaub' mir, ich habe gar keinen Gedanken oder Wunsch mehr dabei als den: Dein Mann möchte Dich recht bald finden und in die Arme nehmen! Er wird ja wohl auch gelernt haben aus der Vergangenheit und begriffen haben, daß Du Dein tiefstes Glück doch nur in der Liebe finden kannst. Denn erht, wenn Du als Weib glücklich geworden bist, kann Deine Seele sich erheben zu ganzer, voller Künstlerkraft. Aber das weißt Du ja besser als ich. Nur noch eins. Ich würde Dir raten, jetzt doch an Tante Mumm zu schreiben. Man kann ja einen Menschen, der polzeitlich gemeldet ist, finden, aber es dauert manchmal lange. Willst Du Richard den Weg nicht leichter und kürzer machen? Dies soll nur ein unmaßgeblicher Wink sein! Willst Du, daß ich selbst interveniere — Du weißt, ich bit ganz zu Deinen Diensten. Zimmer der Deine!

Albrecht!

Serena ließ das Blatt sinken. Ihre Hände zitterten, ihre Augen wurden feucht.

Richard fort von Schloßstadt! Es gab also doch noch Glück und Hoffnung auf Erden?!

Und plötzlich brach sie in leidenschaftliches Weinen aus.

Mrs. Flint kam erschrocken gelaufen.

„Dear me! Tränen? Was ist denn geschehen?“

Serena sah mit strahlendem Blick auf.

„Vor Freude — vor Freude,“ stammelte sie. „Er — Richard — mein Mann —“

Sie vergaß, weiter zu sprechen. Hastig holte sie Linte und Feder. Der Brief an Tante Mumm. Gleich — o, gleich wollte sie schreiben!

Mit heißen Backen schrieb sie Bogen auf Bogen voll. Alles, bis ins kleinste Detail von jenem Sonntagmorgen an, wo sie auf die Dammwiesen hatte gehen sollen, bis heute. Auch die bösen Worte von Mama Erler, um derenwillen sie keinen Fuß mehr nach Minnebach zu setzen wagte.

Spät abends trug sie den Brief noch selbst hinunter an den Postkasten.

Das Haus Peil, die Verabredung für morgen mit Baron Sendhausen, alles war wie ausgelöscht in Serena.

Mrs. Flint betrachtete sie mit mitleidiger Geringachtung und hüllte sich in Schweigen.



Statt an ihre Zukunft zu denken, die nun so unerwartet als glänzender, offener Weg dalag, dachte diese Frau nur an einen Mann!

So sentimental, so lächerlich unpraktisch konnte nur eine Deutsche sein. Eigentlich hätte sie höher von Serena gedacht. Und sie bereute fast, die Gräfin Peil für ein so unbedeutendes Wesen interessiert zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Platz an der Sonne.

Roman von M. Czjgan.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Professor sprang auf und lief wieder auf und ab.

„Also — Du willst die Stelle nicht annehmen?“ Seine Stimme klang scheinbar ruhig, nur an den wilden Bewegungen seiner Arme und Beine sah man, daß es in ihm stürmte und tobte. „Du sagst mir das hoffentlich mit klarem Verstande — nach reiflicher Ueberlegung —“

„Ich habe alles überlegt —“

„So — hm — hm — nun, dann will ich Dir sagen, auch natürlich mit klarem Verstande und nach reiflicher Ueberlegung —“ er wirgte und schluckte ein paar mal, ehe er fortfuhr — „ich würde es nicht, daß solch dumme, hinterlistige, boshafte Person sich gegen meinen Willen auflehnt. Ich werde Dich einfach aus dem Hause —“

„Entschuldige, Adalbert. Frau Rainers Stimme schnitt unerwartet mitten in den Wutausbruch des sich immer mehr Greifenden. Entschuldig, daß ich Dich unterbreche. Aber möchtest Du Dich nicht zuerst erkundigen, was Gertrud sich selbst über ihre Zukunft gedacht hat? Sie sieht ja auf einmal so entschlossen aus. Da sie es wagt, sich Dir offenbar zu widersetzen, muß sie feste Pläne und Ausichten haben.“

Traute erschraf. Mit Entsetzen dachte sie daran, daß sie noch keinen festen Plan gefaßt hatte. Nur der Wunsch, von hier fortzugehen, war vorhin heiß und plötzlich in ihr aufgeleuchtet. Was sie unternehmen, womit sie ihren Lebensunterhalt verdienen wollte, war ihr noch völlig unklar. Sie hatte nicht einmal Zeit gehabt, ernstlich darüber nachzudenken. Krampfhaft überlegte sie, was sie sagen könnte. Dem Vater und Tante Alberte, die gewohnt waren, stets zielbewußt und energisch vorzugehen, wagte sie nicht mit unreifen Plänen zu kommen.

„Ich will nach Berlin gehn — um —“ sie stockte im letzten, angstvollen Nachdenken. — „um — schriftstellerisch tätig zu sein.“

Ein kurzes Schweigen folgte. Und dann ein gleichzeitiges helles Aufklaren der beiden Gesichtswörter.

Traute schoß das Blut siedend heiß in Stirn und Wangen.

„Harry lebt auch von seiner schriftstellerischen Tätigkeit,“ sagte sie hastig. „Und er ist bisher ganz ohne fremde Hilfe fertig geworden.“

„Weißt Du das so genau?“ Frau Rainers Worte klangen sehr nachdrücklich, Traute schien es, spöttisch. „Und dann — falls es wirklich so wäre, meinst Du, daß Du dasselbe kannst, wie Harry? Seit wann hast Du denn übrigens Dein Talent entdeckt?“

Traute schwieg. Nicht aus Trotz. Sie hatte keine Ahnung, was sie antworten, wie sie ihren plötzlich vorgebrachten Plan rechtfertigen sollte. Sie fühlte aber eine so tiefe Erbitterung gegen die beiden, die sie, wie so oft schon, quälten, daß sie glaubte, um keinen Preis zurückzukommen. Sie fast überschnügend, fuhr sie herans:

„Ihr habt vorhin selbst gesagt, daß ich alt genug wäre, um selbständig zu werden. Warum wollt Ihr es mir denn nicht allein überlassen, wie ich mir helfen will? Nie habe ich über die geringste

Kleinigkeit in meinem Leben nach meinem Willen entscheiden dürfen. Von jeder Stunde am Tag verlangt der Vater Rechenhaft, und von jedem Pfennig meines fargen Taschengeldes. Wie soll man da Kraft und Willen behalten und schließlich wissen, was man kann oder nicht? Ach, man wird ja zum Krippel, man wird ja lebensmüde —“

„Genug!“ zischte der Professor. „genug der Freiheit! Jetzt —“

Aber wieder unterbrach ihn die Schwester.

„Ich glaube, Adalbert, Du hast Dich in Gertruds Charakter geirrt, Dir jedenfalls die Last der Vormundschaft über sie viel zu schwer gemacht. Warum willst Du Dich auch jetzt noch ihrewegen aufregen und ärgern? Sie ist lange mündig. Laß sie ihren Weg gehen und ihre Kraft versuchen. Schlägt's fehl — Deine Schuld ist es wahrhaftig nicht. Ich an Deiner Stelle würde mich gar nicht weiter um sie kümmern.“

Mit rasenden Schritten slog der Professor in dem dümmertig gewordenen Zimmer auf und ab. Er sah aus, als müsse er unwehbar einmal durch die Wand jagen oder sich eine Tisch- oder Schranktante in den Leib speizen. Nur die Gegenwart Frau Albertes hinderte ihn sichtlich daran, seiner Empörung in den beleidigendsten Ausdrücken Luft zu machen.

Traute saß unbeweglich da. Sie fühlte, daß es jetzt für sie das Beste war, ganz zu schweigen und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Auch Frau Rainer verharrie, nachdem sie ihre Meinung ausgesprochen hatte, freit aufgerichtet und abwartend in ihrem Rollstuhl. Niemand fiel es auf, daß Frau Solt sich mit keiner Silbe an der Besprechung über die Zukunft ihrer Tochter beteiligte, auch von niemand am Rat gefragt wurde, sondern still und zusammengedrückt in der Sofaecke blieb.

„Es ist gut,“ ließ der Professor sich endlich vernehmen. „Du magst gehen. Wohin Du willst. Auch womit Du Deinen Unterhalt verdienen willst, ist mir gleichgültig. Ich sehe mich von jetzt an nicht mehr als Deinen Vormund an. Das kleine Erbe von Deinem Vater, es sind mit Zinsen ungefähr zweitausend Mark, werde ich Dir übergeben. Vertue es, wirf es weg, mach damit, was Du willst. Zwischen uns beiden ist das Band zerschnitten. Das heißt, wie auf der Bühne soll sich der Abschied zwischen uns nicht gestalten. Dazu fühle ich mich über Deine boshaften Vorwürfe zu hoch erhaben. Vor der Welt liebe ich keine Szenen, und daher soll Dir das Elternhaus auch ferner offenkundig, wie es auch Deinem Bruder offengeblieben ist, trotz seiner maßlosen Undankbarkeit und Unehrebarkeit nicht gegenüber. Vor der Welt, sage ich, persönlich möchte ich möglichst wenig mehr mit Dir zu tun haben. Danach richte Dich.“

Durch das schmale Fenster fiel der Wondschein in das fahle Stiebsstübchen. Er fiel gerade auf Trautes Bett. Mit weitgeöffneten Augen sah diese auf die weißen Lichtflecken an der Wand. Ihr war sonderbar zumute. Immer wieder sagte sie es sich, daß sie nun endlich, endlich frei sei und fort könne. Aber es kam keine rechte Freude bei diesem Gedanken über sie. Ein paar mal atmete sie tief und schwer auf. — Ja — sie konnte nicht anders — sie fühlte es: sie fürchtete sich vor der Freiheit!

Wie würde es ihr gehen? Sie war fast nie aus dem Städtchen hinausgekommen. Einmal hatte sie die Verwandten der Mutter, in einer andern kleinen Stadt besucht und einmal war sie sechs Wochen lang auf dem Lande gewesen. Das waren ihre Kenntnisse der Welt. Und nun sollte sie nach der Meisenstadt, von der sie sich kein Bild machen konnte. Und sie sollte dort allein für sich sein, allein für sich sorgen, allein arbeiten und verdienen. Das Gefühl der Beklommenheit senkte sich zentnerschwer in ihr Herz.

Ach Gott, wenn es nur gelänge, vorwärts zu kommen! Wenn sie nicht als Keimlinge, Bittende zum Vater zurückkehren müßte!

Und plötzlich richtete sie sich ferkengerade in die Höhe. Ja, mit was für Mitteln wollte sie denn eigentlich vorwärts kommen, auf welchem Arbeitsgebiet sich betätigen?! Ihr wurde siedend heiß bei dem Gedanken an ihre großen Worte dem Vater und der Tante gegenüber. Was sollte nun werden? Schriftstellerisch tätig sein. Wie war sie nur darauf gekommen? Freilich, seitdem Harry allein und selbständig in Berlin lebte und nur wohlgenute Briefe nach Hause schrieb, hatte sie sich eingebildet, der Beruf des Schriftstellers müsse der schönste, unabhängigste und sorgenfreieste sein, den es geben könne. Und wenn sie sich in ihren Freunden in eins der großen Dichterverte vertieft hatte, war wohl mit der Bewunderung für dieselben der Wunsch in ihr aufgeleuchtet, selbst so Schönes schaffen zu können. Aber — seit wann hast Du Dein Talent entdeckt? Die spöttische Frage Tante Albertes erschien ihr auf einmal sehr berechtigt. Sie leuchtete bekümmert auf. Ach, wenn sie irgend ein kleines Talentchen hätte!

An der Wand gegenüber standen die beiden eigenen Feldbetten der Zwillingsschwester. Auf den Stühlen vor den Betten lagen glatt und korrekt gelegt deren Unterleider. Darunter standen die blank gewickelten Schuhe für morgen. Alles war mit pedantischer Sorgfalt geordnet. Ruhig atmend lagen die Mädchen in den Kissen. Marias dünner, langer Kopf hing über den Bettrand hinab. Ihr blaßes Gesicht hatte einen stillen, friedlichen Ausdruck, die Hände hielt sie gefaltet. Es sah aus, als ob sie die ganze Nacht über so daliegen müßte, ohne sich nur einmal zu bewegen. Trautes Blick war zufällig hinübergeglitten und sie konnte nicht fortsehen. Wie würde es den Schwestern später gehn? Würden sie immer ruhig und artig und fügsam bleiben? Wahrscheinlich. Der Vater behauptete stets, die beiden zusammen machen ihm nicht im engersten Grad so viel Ärger, Mühe und Sorgen, als Traute allein. Maria und Hedwig taten alles genau, wie er es wünschte. Sie waren schon als kleine Mädchen äußerst gewissenhaft und pflichttreu gewesen, sie widersprachen nie, sie erfüllten seinen Lieblingswunsch und bildeten sich zu Lehrerinnen aus. Und nichts taten sie unwillig. Sie schienen immer zufrieden und gelebt und glücklich. Sie würden gewiß in allen Lebenslagen zufrieden, gelebt und glücklich bleiben.

Wer auch so sein könnte! Traute warf sich in die Kissen zurück. Die Unruhe ergriff sie von neuem. Sie versuchte es, sich die Zukunft auszumalen, feste Pläne zu machen. Aber die Gedanken wirbelten bunt in ihrem heißen Kopf durcheinander.

Harry wird mir helfen. Ganz allein werde ich nicht fertig werden, dachte sie endlich müde und matt. Ach, es ist doch eigentlich recht schwer, selbständig zu sein!

In der nächsten Zeit ging in dem Solischen Hause alles seinen gewohnten Gang. Traute erfüllte nach wie vor ihre häuslichen Pflichten. Bei den Mahlzeiten wurde äußerst wenig gesprochen und in den Abendstunden, wenn die Familie in dem großen Wohnzimmer zusammen saß, kam kaum einmal die Rede darauf, daß die älteste Tochter nun bald den kleinen Kreis verlassen sollte. Nur Frau Solt sah noch stiller und gedrückter aus, als sonst, und ihre Augen waren oft gerötet wie von heimlichem Weinen. Der Hausherr hatte, nachdem er mit seiner Schwester eine längere Unterredung gehabt, bestimmt, daß Traute in den ersten Oktobertagen nach Berlin und zwar zunächst zu Tante Alberte gehen sollte. Er wünschte mit dieser Anordnung jedem etwa im Kollegenkreis oder in der Stadt entstehenden Klatsch die Spitze abzubrechen. Vor der Welt mußte alles in bester Harmonie erscheinen. Niemand durfte ahnen, daß es eine Vertimmung zwischen Vater und Tochter gegeben hatte. Wenn Traute zu seiner Schwester ging, würde das niemand bezweifeln. Alle wußten, daß Frau Rainer Stütze und Gesellschaft brauchte, da mußte es

ganz natürlich erscheinen, daß die Nichte dieses Amt übernahm. Später, wenn sich die erste Neugier nur erst gelegt hatte, wollte der Professor schon allen lästigen Fragen auszuweichen wissen. Außerdem — Berlin lag weit entfernt. Möglicherweise drang nicht einmal mehr das Gerücht, daß Traute dort eine Stelle in fremdem Hause angenommen hatte, bis hierher, besonders, da die Familie Solt sehr zurückgezogen lebte.

Traute war bei der Eröffnung dieses Planes heftig erschreckt. Zu Tante Alberte! Das war das Schlimmste, was sie treffen konnte. Solange sie diese Frau kannte, hatte sie eine Abneigung gegen sie empfunden, und der Gedanke, auch nur wenige Wochen in ihrem Hause verleben zu müssen, erfüllte sie mit Unbehagen. Aber sie wagte es nicht, sich dem Vater noch einmal zu widersetzen. Sie wußte auch, daß er in diesem Falle mit eigener Energie auf seinem Willen bestehen würde. Denn sein Ansehen vor der Welt ging ihm über alles, und vor der Klatschsucht der Leute hatte er mehr Respekt, als vor dem inneren Frieden der Seinen.

So bereitete sie hastig und heimlich alles für ihre Ueberfiedelung nach Berlin vor. Viel gab es nicht zu besorgen. Der Professor hielt darauf, daß seine Töchter sich mit puritanischer Einfachheit kleideten. Sowohl die Wäsche wie sämtliche Garderobe war kunst- und schmucklos, dazu in so geringer Anzahl vertreten, daß die ganze Ausstattung Trautes in ein Kofferchen ging. Da aber auch die Freistunden den Familienmitgliedern knapp zugemessen waren, mußte Traute des Morgens noch früher als gewöhnlich aufstehen oder abends wachbleiben, um fertig zu werden. Die Mutter hatte es möglich gemacht, von dem gestrenghen Hausherrn eine kleine Summe für die notwendigsten Neuanschaffungen zu erbitten, und so oft es möglich war, hüschte sie dann selbst in die Giebelstube hinauf, um zu helfen und nach dem Nechten zu sehen. Mutter und Tochter kosteten dann in diesen stillen, emsigen Arbeitsstunden die ganze Süße und den ganzen Schmerz des letzten engen Beieinanderseins aus.

Der Schnellzug aus Hofrod lief soeben in die Halle des Stettiner Bahnhofes in Berlin ein. Vom Bahnsteig aus sah ihm eine erwartungsvolle Menschenmenge entgegen. Während der Zug einfuhr, kam für wenige Augenblicke Stille in die gerade noch auf- und abflutende Masse. Alle Blicke richteten sich auf die langsam vorübergleitenden Wagen. Dann hob sich hier und da eine Hand, ein Hut, von den Fenstern aus wurde zurückgewinkt, Zurufe erschallten, frohe und ernste Augenpaare begegneten sich grüßend, und bald war die ganze Halle voller Leben und Bewegung und Geräusch. Um die Lokomotive züchten weiße Wasserdämpfe, die Rupeertüren wurden auf- und zugeklappt, auf dem Bahnsteig entstand ein lebhaftes Vorwärtsdrängen und Schieben infolge des angewachsenen Menschenstroms.

In der offenen Tür eines Abteils dritter Klasse stand Traute Burgf. Aengstlich sah sie sich um. Ihre Rupeegenossen waren längst an ihr vorübergeeilt und hatten sich in dem Gewühl verloren. An einer weißen Tafel hatte sie die Ortsangabe „Berlin“ gelesen. Trotzdem getraute sie sich nicht hinaus. Der Vater hatte sie überängstlich gemacht und ihr immer wieder, wenn auch nur in kurz und barsch hingeworfenen Bemerkungen, die Gefahren der Großstadt, ja, schon der Reise dorthin, in den schwärzesten Farben gemalt und ihr fest prophezeit, daß sie in ihrer törichten Unüber-

legtheit und Dummheit sicherlich gleich zu Anfang üble Erfahrungen machen würde.

„Ist dieses der Stettiner Bahnhof in Berlin?“ fragte sie daher lieber noch einmal den Schaffner, der gerade vorüberhastete.

„Jawoll, man immer aufsteigen. Wenn Sie mit dem Schwarm dort mitgehen, kommen Sie an den Ausgang.“

Sie nahm ihren Regenschirm und die alte Handtasche, welche die Mutter liebevoll für sie gepackt hatte, in die Hand und stieg aus. Ihr Kofferchen war als Frachtgut vorausgeschickt worden. Langsam schritt sie hinter dem Menschenstrom her. Es kam ihr vor, als ob Tausende von fremden Gestalten und Gesichtern vor ihr und um sie her wären. Es schien ihr merkwürdig, daß sich in diesem bunten Gewirr die Zusammengehörigen so schnell fanden. An der Bahnsteigperrre verdichtete sich die Masse. Immer wieder fühlte Traute sich zurückgedrängt, wenn sie vorwärts wollte. Niemand nahm Rücksicht auf den andern. Der stärkste war auch der erste voran.

Nach langem Warten fühlte sie sich endlich mitgeschoben. Sie gab ihr Billett ab und sah sich wieder hilflos um. Plötzlich war es ihr, als ob sie ihren Namen rufen höre und als ob ein

„Na, lassen Sie man,“ jagte sie beruhigend. „Mit dem Omnibus werden Sie später noch genug fahren. Vorläufig bestimmt das hier die Frau Doktor, und die hat nichts von Omnibus gesagt.“

Mitten in das bunte Gewirr der Straßen gings nun hinein. Traute hörte auf nichts mehr, was ihre Begleiterin sprach. Mit einem sonderbaren Gemisch von Benommenheit und Erregung startete sie in das Gewühl des Großstadtlebens. Fremde Bilder, wie sie sie nie zuvor geahnt hatte, rollten vor ihr auf. In der hellen Oktobersonne präsentierten sich die mächtigen Häuser mit den blinkenden Spiegelscheiben, den mannigfaltigen Verkaufshallen und Auslagen in glänzendstem Licht.

Wie im Traum sah sie auf den flutenden Menschenstrom und das Wagenengewirr. Kein ruhender Punkt. Ueberall Bewegung und Vorwärtsdrängen. Leben! Leben! Leben und Streben schien hier jedes und alles zu bedeuten.

Sie waren durch einen Teil der Friedrichs- und der Leipziger Straße gefahren, dann über den Potsdamer Platz. Allmählich ebnete der Strom ringsumher ab. Die Gegend wurde stiller. Vor einem hohen, vornehmen Hause hielt der Wagen. „Da sind wir,“ jagte Frau Bausch, den Schlag öffnend, „bitte, Fräulein Burgf, steigen Sie aus.“

Bewundert folgte diese der Aufforderung. Bewundert sah sie an dem schönen Hause mit den breiten Fenstern, den Erkern und Balkons in die Höhe. Unwillkürlich dachte sie an das einfache Wohnhaus der Eltern mit seinem engen Flur und der schmalen Stiege. Hier ging es über eine breite, mit dunkelrotem Teppich belegte Marmortreppe. Auf den geräumigen Abjängen standen Blattschmuckpflanzen, die mächtigen Fenster zeigten bunte Glasmalereien.

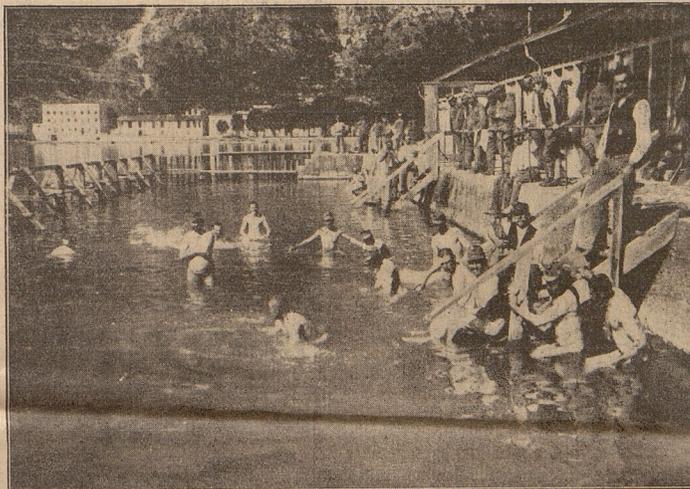
Traute atmete noch einmal hoch auf. Da war sie also an ihrem vorläufigen Ziel angelangt.

Frau Alberte Rainer war oft genug in Trautes Heimatsstädtchen zu Gast gewesen. Sie hatte dabei selten in dem Hause ihres Bruders, sondern lediglich aus Rücksichten für ihre Bequemlichkeit in dem ersten Gasthaus des Dries gewohnt. Den an übergroße Einfachheit

gewöhnten Soltischen Kindern waren die Zimmer dieses Hotels stets außerordentlich prächtig und die Tante, die darin wohnen durfte, mit ihren seidenen Toiletten und reichen Schmuckstücken als das Sinnbild einer reichen Frau erschienen. Trotzdem war Traute überrascht, als sie das Heim ihrer Verwandten kennen lernte. Die großen, hohen Zimmer, die sich in langer Flucht aneinanderreiheten, waren mit vornehmer Eleganz und einem feinen Kunstsinne ausgestattet. Nirgends Ueberladung oder Prunk, überall neben augenscheinlicher Kostbarkeit Gediegenheit und Behagen. Trotz ihres ganz naiven Empfindens meinte Traute, daß hier noch ein anderer Geist, als der Tante Albertes gelten mußte, denn nach den Toiletten der letzteren zu schließen, gab diese stets mehr auf Pracht als Geschmack.

Frau Alberte empfing den Gast in ihrem Wohnzimmer. Sie ruhte in halböffnender Stellung auf einer Chaiselongue und hatte, wie immer, sehr sorgfältig Toilette gemacht. Ihr Gesicht sah unter der Fuderhülle zart und rosig aus, das helle, busige Kleid, das sie trug, stand ihr ohne Zweifel vorzüglich.

„Sei willkommen, Traute,“ rief sie der Eintretenden lebhaft entgegen. „Es tut mir herzlich leid, daß ich Dir nur Frau Bausch entgegen schicken konnte. Aber, wie ich Dir schrieb, begleitet Harry meinen Mann auf seiner kurzen Urlaubs-



Oesterreichische Soldaten beim Baden in Riva am Gardasee.

Gesicht aus der Menge ihr freundlich zulächelte. Bewirrt sah sie hin. Aber da hob sich auch schon eine derbe Frauengestalt auf sie zu.

„Guten Tag, Fräulein Traute, gut, daß ich Sie gefunden hab!“. Aber Sie machen ja so'n verzagtes Gesicht, daß man sich gleich mit Ihnen mitängstigen muß. Es ist Ihnen doch nichts passiert?“

„Ach, Frau Bausch!“ Traute atmete erleichtert auf. „Ich wußte nicht, daß Sie mich abholen würden und überlegte gerade, nach welcher Richtung ich mich wenden mußte.“

Frau Bausch nahm resolut das wenige Handgepäck der Angekommenen an sich und bugsierte diese selbst geschickt vor sich her.

„So, man immer frisch zu!“ kommandierte sie dabei. „Aengstlich brauchen Sie hier nicht zu sein, bloß 'n bißchen dreist. Das ist nämlich die Hauptsache, wenn man vorwärts kommen will. Sehen Sie, da sind wir schon draußen! Da sind schon die Droschkeln.“

„Ach nein.“ Traute wehrte ab. „Wenn Sie so gut sein wollen, Frau Bausch — Vater hat mir gesagt, ich sollte mit dem Omnibus fahren. Hier“ — sie öffnete ein Zettelchen, das sie krampfhaft in der Hand gehalten — „er hat mir genau aufgeschrieben, wie ich fahren muß.“

Frau Bausch besah etwas geringschätzig das gedrückte Papier.

reise. Wir beiden Frauen müssen uns vorläufig allein miteinander abfinden."

Traute beugte sich über die dargereichte Hand, um sie zu küssen. Aber Frau Rainer entzog ihr dieselbe hastig.

"Das das," sagte sie in leichter Verlegenheit, "ich möchte nicht, daß Du mir die Hand küssest. Ich erlaube es Dir für alle Zeit. Ich liebe es nämlich gar nicht, und was soll es damit auch eigentlich zwischen uns? Eine alte Dame bin ich noch nicht, und Du bist kein Patschisch mehr. Da kommen wir beide besser weg, wenn wir uns ein wenig kameradschaftlich zueinander stellen. Einverstanden?"

Traute sah mit unverhehlter Verwunderung auf. Sie wußte nicht, was sie zu diesem Entgegenkommen sagen sollte. Ihr erschien die Tante ungewöhnlich wie eine alte Dame, dazu als die Schwester des Stiefvaters als eine unnahbare Respektsperson. Schweigend zog sie einen Stuhl heran und setzte sich in die Nähe der Chaiselongue.

"Hast Du auch ein gutes Kleid für Berlin mitbekommen?" fragte Frau Rainer, einen leichten Ton anspielend, um das peinliche Schweigen zu brechen.

Traute wurde rot. "Ja, dieses," stotterte sie, "ich habe mein Bestes angezogen."

"So — — nun, es ist ja auch recht hübsch. Trägst Du nur dunkle Kleider?"

"Vater meint, sie sind am prattlichsten."

"Um — das sind sie gewiß. Und wenn Du in Stellung gehn willst, eignen sie sich auch am besten für Dich. Aber nun müßt Du mir zuerst ausführlich von den Deinen und von Deiner Reise berichten."

Es war erstlich, daß sie sich Mühe gab, ihren Besuch zutraulicher zu machen. Traute aber konnte, trotzdem sie das Entgegenkommen der Tante empfand, keinen unbefangenen Ton finden. Die strenge Zucht dahem hatte sie einflüßig und verschlossen gemacht. Dazu genierte es sie auf das Allerbeste, daß sie sich unangesehnt von Tante Moerte beobachtet fühlte.

Frau Rainer hatte sich in die weichen, seidnen Kissen zurückgelehnt und die Lider halb geschlossen. Aber ihre Augen waren trotzdem aufmerksam auf das junge Mädchen gerichtet.

Wie hübsch sie ist, dachte sie mit einem inneren Seufzen, wie liebreizend und jung! Ach, jung! jung! Nur einmal noch eine kurze Spanne Zeit so schön, so frisch, so reizend sein können!

Traute ahnte nicht, daß ihr Anblick in der Tante Gefühle des Schmerzes und der Bitterkeit aufwühlte. Sie versuchte es, möglichst ausführlich von den Äbrigen zu berichten. Pöblich bemerkte sie, daß Frau Rainer bleich und zusammengefunken, mit schmerzhaft zuckendem Gesicht dalag. Erschrockt stand sie auf.

"Bist Du etwas, Tante Alberte?" fragte sie teilnehmend.

Frau Rainer richtete sich in die Höhe: "Nein, nein, ich danke Dir. Mir ist schon besser. Ein leichter Schwindelanfall —"

Ihre Züge strafften sich wieder. Um ihren Mund flog sogar ein Lächeln.

"Das kommt hin und wieder einmal rasch über mich. Aber Du darfst Dich deshalb nicht erschrecken. Es hat im Grunde nichts auf sich. Setze Dich, bitte, wieder. Übrigens, gefällt es Dir denn bei uns? Hast Du Dich schon ein wenig umgesehen?"

"Nur flüchtig in den Zimmern, durch die Frau Bantisch mich führte. Aber ich habe nie geahnt, daß es in einem Privathause so schön und kostbar sein kann."

Frau Rainer lächelte. "Ja, wir haben immerzu an unserem Heim gebaut, Post und ich. In all den zwölf Jahren, die wir verheiratet sind. Post hat so viel Freude daran und dazu den besten, feinsten Geschmack. Aber vielleicht interessiert es Dich, Dir Deine vorläufige Umgebung genauer anzusehn? Du wirst viele schöne Bilder und Kunstgegenstände finden. Gehe nur umher, wo Du

willst. Die Zimmer sind alle offen. Ich ruhe mich inzwischen aus. Zum Tee sehn wir uns dann wieder."

Traute erkannte sich gern. Das Zusammensein mit Frau Rainer war ihr stets ein Zwang gewesen. Jetzt, als ihr Gast, fühlte sie sich besonnener und unfreier als je.

"Soll ich Dir Frau Bantisch schicken?" fragte sie zögernd, "Du kannst doch nicht allein bleiben."

"Warum nicht? Ich bin sehr viel allein. Wenn ich jemand brauche, klinge ich. Und jetzt geh', bitte, gehe. Du kannst Dir alles ansehen und dann auch auspacken. Und ich will ruhen."

In den nächsten Tagen war Traute viel sich selbst überlassen. Es kam ihr sehr sonderbar vor, daß sie nun auf einmal voll und ganz über sich bestimmen konnte. Frau Rainer hielt ihr Versprechen, sich nicht in die Angelegenheiten der Nichte mischen zu wollen. Sie fragte kaum, wenn sie sich bei den Mahlzeiten trafen, wie diese ihre Zeit verbrachte hatte. Ihr Haushalt war so eingerichtet, daß von der Familie oder den zufälligen Gästen niemand viel von dem Bettreibe merken konnte. Die Hausfrau verstand es meisterhaft, von ihrem Mißlager aus kurz und bestimmt ihre Anordnungen zu treffen, die keinen Fäden und Mädchen der Haushälterie zu ziehen und in Bewegung zu setzen. Traute wunderte sich, wie ruhig und geräuschlos ohne seinen Weg ging, gleichsam, als ob jede Arbeit ohne die geringste Last und Mühe vollbracht würde. So gab sie ihre anfängliche Absicht, sich während ihrer Anwesenheit im Hause nützlich zu machen, bald auf und benutzte ihre freie Zeit fast ganz dazu, ihren neuen Heimatsort, wenigstens in der ihr zunächst gelegenen Umgebung kennen zu lernen. Wenn sie durch die Straßen wanderte und den Lebensstrom der Kleinstadt um sich brausen hörte und sah, kam eine bis dahin ungekannte Lebensfreude über sie. Rechts und links schlutete die Menschen an ihr vorüber. In all den Häuseröffnungen, die sich seitwärts der Straßen aufrehten, wohnten Menschen, und alle arbeiteten, schafften, freuten sich ihres Lebens. In all den zahllosen eleganten Läden, in all den Bureaus und Werkstätten wurden Menschen gebraucht, um den Betrieb instandzuhalten. Da konnte es gewiß niemand geben, der seine Hände umsonst nach Arbeit ausstreckte. Es fand sich Verdienst für jeden Willigen. Ein Gefühl der Verhöhnung kam über sie. Seit der heftigen Auseinandersetzung mit dem Stiefvater hatte sie mit Ältern und Jagen an die Zeit gedacht, in der sie ihre Kraft und Energie bewähren sollte. Jetzt atmete sie auf. Hier würde sich auch für sie ein Posten finden, der ihr den Lebensunterhalt einbrachte. Wenn nur erst Harry da wäre. Trotz des wohnigen Gefühls, das ihr das Bewußtsein ihrer plötzlich gewonnenen Selbständigkeit einflößte, sehnte sie sich nach jemand, der teil an ihr nahm, mit dem sie ihre Pläne und Wünsche besprechen konnte. Mit Tante Alberte sprach sie nie davon. Ihr Verhältnis zu dieser blieb so feier und kühl, wie es früher stets gewesen. Nach dem ersten mißlungenen Versuch der Begrüßung, sich zutraulicher, kameradschaftlicher zu der Nichte zu stellen, bemühte sich Frau Rainer nicht mehr darum, ihr näherzutreten. Im Gegenteil, da sie sehr leidend und oft in einer nervösen, unruhigen Stimmung war, konnte sie es trotz aller Selbstüberhebung, die sie zu über verstand, nicht verbergen, daß ihr die Anwesenheit Trautes im Hause höchst unangenehm war und sie das Ende des Besuchs mit einer fast ängstlichen Erregtheit herbeiwünschte.

Die Persönlichkeit und das Schicksal Tante Albertes erschienen Traute noch wunderbarer als früher, seitdem sie dieselbe in ihrem eigenen Heim kennen gelernt hatte. Mit einem Gemisch von Furcht, Aneignung und Bewunderung sah sie auf die Frau, der die Natur scheinbar wenig oder nichts mitgegeben, um durch äußere Vorzüge zu wirken, und die es doch von jeder verstanden hatte, auf die ihr nächstretenden Menschen einen seltamen Einfluß zu gewinnen. Wenn sie früher,

schon vor ihrer Verheiratung, in das Soltsche Haus zu ihren regelmäßigen Ferienbesuchen gekommen, war es wie selbstverständlich gewesen, daß nicht nur die Familie, sondern auch deren Bekannte sich nach ihren Wünschen gerichtet hatten. Selbst der Professor, der ein abgelagter Feind aller fröhlichen Geselligkeit war und sonst sobald keinen andern Willen als den seinen gelten ließ, fügte sich dem seiner Schwester fast widerspruchslos und duldete es stillschweigend, daß sie in seinem ungestörten Hause während ihres Besuchs alle aus dem Kollegenkreis zusammenzubehalten, ja Frohsinn und Einigkeit in die widerspenstigen Elemente zu zwingen wußte. Mit welchen Mitteln oder mit welcher geheimen Kraft sie diese Erfolge erzielte, erschien allen rätselhaft, die darüber nachdachten. Ihre äußeren Reize waren gering. Sie war klein und schmachtig, ihr Haar von einem nichtsagenden farblosen Blond und ihr Gesicht spitzig und schmal. Freilich konnte dasselbe vollständig von den großen, schwer und dunkel bewimperten Augen beherrscht werden, wenn diese Augen in Freude oder Erregung aufzuleuchten anfangen. Auch behaupteten manche ihrer Anhänger, daß der Ausdruck des lebhaften Gesichtes und die Bewegungen des an sich unbedeutenden Körpers von einer besonderen Anmut seien.

Ihre Jugendzeit hatte Frau Alberte Solts arbeits- und entbehrungsreich verlebt. Früh dazu gezwungen, für sich zu sorgen, hatte sie ebenso wie ihr Bruder, den Lehrberuf ergriffen und jahraus, jahrein auf mehr oder weniger schweren Stellen ihr Brot verdient. Erst als sie die schönsten Jugendjahre hinter sich hatte, war es ihr gelungen, sich durch die Gründung einer Privatschule in einem kleinen Ort an der polnischen Grenze eine selbständige Stellung zu schaffen und ihren Einkünften voll und glänzend zum Steigen zu bringen. Als sie aus dem entlegenen Nest zum ersten Male zu dem gewohnten Ferienbesuch bei ihren Verwandten eintraf, waren ihre Angehörigen und Freunde erstaunt, sie wunderbar verschönt und verjüngt zu finden. Ihr Wesen sprühte von einer so hinhaltenden Lebhaftigkeit und aus dem Herzen kommenden frischen Laune, daß der Kreis ihrer Anhänger sich noch stark vermehrte und jeder rühmlichst zugab, daß das unscheinbare Wesen einen fast unvorstelllichen Reichtum ausstrahlen würde. Niemand wunderte sich daher auch sonderlich, als aus dem weltfernen Winkel nach einiger Zeit die Nachricht eintraf, daß die fast vierzigjährige sich verlobt hätte und dazu, wie es etwas später herauskam, mit einem viel jüngeren Mann, dem Rechtsanwalt Post Rainer.

Selbstverständlich wurde dieses Ereignis aber auch von den Fräulein Alberte Wohlgefallen sehr verschieden beurteilt. Die einen schüttelten missbilligend den Kopf über den "selbstüberberichten" Entschluß der sonst vernünftig und farbenkenden Frau, die andern sprachen unverhohlen ihre Bewunderung darüber aus, daß Fräulein Alberte sich auch bei diesem Lebensschritt tren gelieben sei, und daß sie sich energisch und rücksichtslos über alle Vorurteile hinwegzusetzen und ihr Glück nach eigenem Ermessen, gleichgültig gegen die Urteile ihrer Mitmenschen, aufzubauen gewillt sei. Den Rechtsanwalt Rainer lernte niemand am Orte kennen. Es war fast, als ob Fräulein Alberte nicht wünschte, daß jemand aus ihrem ehemaligen Freundeskreis sie zusammen mit dem Mann ihrer Wahl sähe. Unter dem Vorwand, daß ihr Bräutigam stark beschäftigt und wenig abkömmlich sei, kam sie als Braut allein und auf sehr kurze Zeit zum Besuch ihres Bruders. Und nach der Hochzeit zu der Professor Solts mit seiner Frau in die neue Heimat seiner Schwester gefahren war, blieb auch sie Jahre hindurch dem Hause ihrer Verwandten fern.

Bald nach der Hochzeit wurde Rechtsanwalt Rainer durch eine ihm unerwartet zugefallene Erbschaft zum reichen Mann. Das Ehepaar siedelte nach Berlin über, und sein Glück mußte nach Ansicht aller, die sie kannten, auf der Höhe



bleibt. Wenige Jahre später aber erkrankte Frau Rainer plötzlich und heftig. Traute erinnerte sich, niemals, so lange sie denken konnte, den Stiefvater in solch einer aufgeregten, verzweifelten Stimmung gesehen zu haben, als in den Monaten, in denen das Leben seiner Schwester gefährdet erdicht. Er ging wie geistesabwesend einher, wenn beunruhigende Nachrichten eintrafen, er wurde weich und nachgiebig, wenn es besser ging, und der sonst überkeifrige Schulmann nahm mehrere Male Urlaub, um sich selbst von dem Zustande der Kranken zu überzeugen.

Nach langer Leidenszeit genas Frau Alberte, doch sie stand von ihrem Schmerzenslager als eine Halbgestalt auf. Traute hörte seit dieser Zeit immer von neuen Kuren, die probiert, von neuen Bädern, die zur Seilung aufgeführt wurden, ohne daß eine Besserung eintrat. Gelegentlich dieser allfährlichen Wadereisen kam Frau Alberte auch wieder regelmäßig in die Heimat ihres Bruders zu Gast. Aber wenn sie von ihrer alten Lebensenergie auch nichts eingebüßt haben möchte, so zeigte sie sich doch insofern verändert, als sie keine Lust mehr befandete, mit andern frohen Menschen aus dem ehemaligen Bekanntenkreis zusammen zu sein. Es genigte ihr vollständig, die kurze Zeit ihres Aufenthaltes allein in der Gesellschaft der Angehörigen zu verleben.

Von dieser ganzen Verlobungs- und Heiratsgeschichte Traute Albertes hatte Traute nicht viel mehr als die Laizaden gehört. Der Professor hielt streng darauf, daß vor den Ohren seiner Töchter nichts verhandelt wurde, was den Respekt und das Ansehen der Eltern oder Verwandten irgendwie herabsetzen konnte. Deshalb enthielt er sich jedes Urteils über deren Charakter oder Handlungsweise in Gegenwart der Kinder. Trotzdem hatte Traute aus einigen aufgefängenen Bemerkungen von Bekannten der Familie herausgehört, daß Frau Alberte eine Neigungsheirat geschlossen, und es war ihr wie ein wunderbares Märchen vorgekommen, daß diese Frau, die ihr alt und kalt und reizlos dünkte, nicht nur einen Mann zu lieben,

sondern auch Liebe in ihm zu erwecken vermocht hatte. Wie mochte dieser Mann sein und aussehen? Sie war nun vierzehn Tage lang hier, aber sie hatte es noch nicht gewagt, Frau Rainer zu fragen, welche von den vielen Photographien oder Porträts, die an der Wand hingen und aufgestellt waren, den Hausherrn darstellten. Sie sah überhaupt meistens recht schweigend ihrer Taute gegenüber, denn sie merkte es deutlich, daß ihre Anwesenheit im Hause derselben immer unangenehm wurde. Frau Rainer zeigte sich unruhig und unliebenswürdig. (Fortsetzung folgt.)



Heiteres

Kriegshumor der „Meggendorfer Blätter“.
Kindliche Frage. „Bleiben die Vögel in diesem Winter auch nach Italien?“
Auch ein Vorteil. Mein Freund Krause, 44 Jahre alt, tugelund, äußerst besonnen und Besitzer einer vollständigen Platte, ist zur Landsturmuniformierung gewesen. Bei unserer Begegnung fragte ich: „Nun, wie war der Erfolg?“ „Kriegsbernehmbar! Infanterie!“. Da wird man Sie aber gewaltig in den Dreck bringen.“ „Macht nichts! Aber ich bin so froh, daß ich den neugierigen Frager nach meiner verschwundenen Haarewacht nimmer als Grund den Helm nennen kann.“
Eine merkwürdige Geschichte. Englischer Kapitän: „Goddam! Ist das ne merkwürdige Geschichte mit den heutigen Unterseebooten: Wenn sie kommen, sind sie unter Wasser und wir über Wasser, und wenn sie wieder gehen, sind sie über Wasser und wir unter Wasser.“

Rätsel-Ecke

Rätsel.
I.
Wie Freundschaft gern die Erde reicht beim Scheiden,
Und Frauenrecht entzückt aus beiner Jweiten trinkt,
So wirft empörter Horn dem Feind das Ganze hin;
Doch mir, o Freundin, hast du milben Sinn,
Und wirft des Ganges wüßig dich entleiden,
Daj troh mein Mund auf deine Erde sinket.
Schleiermacher.
* * *
II.
Wir sind — such uns nur nicht in fernem Zonen —
Zwei Schwefern, die das gleiche Meer bewohnen,
Ungleich an Größe, aber beide klein.
Die eine sollt' einst einen Adler hüten,
War aber wenig achsam auf sein Brüten,
Und fort flog er, auf Nimmerwiedersehen!
Der andern war ein schöner Loß gefallen:
Hier ruhle aus nach gar unheimem Wallen
Ein treuer Kämpfer für der Freiheit Sieg.
E. G. in Bern.
Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:
I. Hahn. — II. Eisernacht.

Geschäftliches.

„Am Tornister jedes deutschen Soldaten liegt die Zukunft Deutschlands“, soll ein General gesagt haben. Und er baute diesen Gedanken aus: jeder Krieger ist für sich selbst verantwortlich, hat für Munition genau so zu sorgen, wie für sein körperliches Wohl; in Friedenszeiten ist die Organisation des Heeres so, daß die Rettung dafür sorgen kann; in der Zeit der Kriegszeit aber muß der Soldat selbst darauf achten, daß in seinem Tornister alles sorgfältig vorbereitet ist. Aber nicht nur die Waffen gegen den Feind sollen bereitgestellt werden, nicht nur die Wundvorräte sind wichtig, sondern auch für das körperliche Wohl ist in erster Reihe zu sorgen, daß die Kräfte frisch bleiben und die Spannkraft nichts einbüßt. Deshalb gehört in den Tornister jedes Soldaten auch ein Stück der haltbaren Steckenpferd-Seife, die gerade nach großen Strapazen äußerst anregend und wohltuend wirkt.

10 Jahre schön
bleibt so eine „Atama“-Straußenfeder, einzig von H. Hesse, Dresden, Scheffelstr. 10-12, zu beziehen. 30 cm lang 3 M., 40 cm 5 M., 50 cm 12 M., 60 cm 25 M. Schmale Federn, nur 15 cm breit, ca. 1/2 m lang, nur 2 M., 40 cm lang nur 1 M. Boas und Stolen, 2 m lang nur 8 M., 11 M., 14 M. Auswahl geg. Referenzen. Blumen 1 Karton voll, 3 M.

Echte Fuchs-Kolliers M. 45.-
Pelzwarenfabrik
Leipzig Strasse 58. I.
nahe Spittelmarkt.



DÜRKOPP NAHMASCHINEN
BESTES DEUTSCHES FABRIKAT
DÜRKOPFWERKE
ANTIENGESellschaft
BIELEFELD

Niemand hat gesunde Beine
jetzt nützer als die Dahingeblichenen, welche den wirtschaftlichen Kampf durchzulaufen haben.
Schwere Leiden sind häufig die Folge vernachlässigter Krampfadern. Bei Beinegeschwüren, Aderbeinen, Geschwülsten, Entzündung, nasser Flechte, Salzfuss, trockener Flechte, Gelenkverdrückung, Steifigkeit, Plattfüß, Rheuma, Gicht, Schiess, Hüftweh, Elephantiasis verlangt. Sie Gratisbroschüre: „Lehren u. Ratschläge für Beinleidende“ von Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg Z. 5.

Kaufe mein Bett.
Sobst fein rot, dicht Daunendeck, große 1 1/2, solst, Ober- u. Unterbetten u. 2 Matzen mit 20 Pfund neuen Saldanunen, das Gewicht 20, 30, —, das beste Bett mit Daunendecke 20, 35, —. Geinites herzdastli. Daunendecke 20, 40, —. Zweifelslos ist jedes Bett 20, 5, — mehr. Ridigelt, Gebd arkeit, Bettfedern billig, fast frei, 30,000 furdien. 1050 Dantfchreib. Bettensabrik
Th. Kranefuss, Kassel 44.

Neue Gänsfedern,
wie sie von der Gans gepuht werden, mit allen Daunen a Wd. 1,00 Mt. Diefedern Geben, mit allen Daunen, groß gerissen, a Wd. 2,35 Mt. gut gerissen, mit allen Daunen a Wd. 3,35 Mt. verdrick gegen Plaudn, nehme, was nicht gefüllt, gerüdt.
August Schuch, Gänsenastanstalt, Wien-Zeßlin 9 (Dobrucl)

Karte von Frankreich
Maßstab 1:1.000.000
Bearbeitet von Onésime Reclus
Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korrika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine idanelle Orientierung der Kämpfe auf dem weiltichen Kriegsschauplatz
Preis M. 3.— für 1 Exemplar
Zuendung erfolgt gegen Voreinendung d. Betrages portofreit
Geographisches Institut Wilhelm Greve
Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei
Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Kliffchees in Autotypie und Strich
Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50

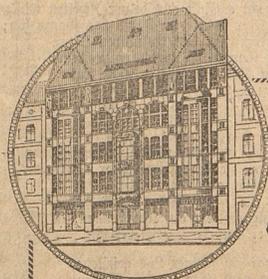


Große Ueberraschung!
Eine Prämie für jeden, der sucht und findet!
Für die Löser des Bildes haben wir Prämien ausgesetzt. Jeder, der den Leutnant findet und übermal, erhält eine Herren- oder Damenuhr im Werte von 25 Mk., oder auf Wunsch 20 Mk. bares Geld als Prämie. Es ist Bedingung, daß jeder Einsender eine Bestellung auf die vorzügliche „Diana“ imit. Goldkette einsendet und den Betrag dafür von Mk. 2.— in Briefmarken oder Papiengeld beifügt. Die Verteilung der Preise erfolgt nach Eingang der Lösungen. Alle Sendungen sind zu richten an
Uhrenhaus Fr. Schmidt Prag-Weinberge.

Bei Bezug von Waren bitten wir, sich auf dieses Blatt zu berufen.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Sieben erschienen!

Sieben erschienen!

Wilhelm Greve's

Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1:5 000 000

Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mitteländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.,

Fernsprecher:
Amt Moritzplatz 11298.

Berlin SW68, Ritterstraße 50

Fernsprecher:
Amt Moritzplatz 11298.

Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preußischen Wassergesetz

bearbeitet von

Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filsheue.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzuprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark



ANZEIGEN
haben in diesem Blatt
die weiteste Verbreitung.



Preussische Weingrosshandlung

G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Obermoseler	0,90
1909er Remicher	1,—
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer Weine

1908er Gensinger	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	1,—
Fronsac Bordeaux	1,10
1911er Cru du Moulin	1,30
1909er Saint Seurin	1,50
1905er Château Gazin Fronsac	2,—

Als Spezialität empfehlen wir:

	per Ltr.
Französischer Rotwein	1,25
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,95
Tarragona (rot) portweinähnlich	1,75
= In Korbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.	

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.